Freiheit und Macht

im Lichte der Entwickelung unserer Universität.

Rede

zum Antritt des Rektorates

der

Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin

gehalten in der Aula

am 15. Oktober 1911

von

Max Lenz

Berlin 1911.

Universitäts-Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke).

Hochverehrte Gäste!
Werte Kollegen!
Liebe Kommilitonen!

Nur vier Tage trennen uns noch von einer neuen Säkularerinnerung unserer Alma Mater, von der Stunde, da die Universität, die im Herbst 1810 ohne Sang und Klang eröffnet war, zum erstenmal zusammentrat, um den Beginn des neuen Studienjahres feierlich zu begehen: am 19. Oktober 1811 hielt ihr erster erwählter Rektor, Johann Gottlieb Fichte, seine Antrittsrede. Es war in der alten Aula, jedoch nicht an der Stelle noch auf dem Katheder, von dem später so oft Meister akademischer Beredsamkeit zu uns und unsern Vorgängern gesprochen haben. Denn dieser ist erst in den zwanziger Jahren nach einer Zeichnung Schinkels errichtet worden und die alte Cathedra Universitatis stand auf der entgegengesetzten Seite, wo sie die Tür zum Senatssaal ganz verbaute, so daß die Professoren bei ihrem Einzuge in die Aula gezwungen waren, wie aus zwei Engpässen hervorzubrechen, um zu ihren Plätzen zu gelangen. Auch fehlte die Schar verehrter Gäste, welche die Universität, wie seit langen Jahren, so auch heute wieder begrüßen darf. Lehrer und Schüler waren ganz unter sich. So war es ausdrücklich beschlossen worden. Nur durch Anschlag am Schwarzen Brett war die Einladung ergangen, und nur an die Studierenden war sie gerichtet; wie ja noch heute die Tabula invitatoria, welche der Senat zu dem Ehrentage seines neuen Rektors aussendet, sich nur an die Lehrer, von der Akademie und der Universität, und an die Kommilitonen wendet.

Diese aber — so werden wir sagen dürfen — waren vollzählig versammelt; denn der Saal konnte sie noch alle bequem fassen, und die Bedeutung des Tages wie des Redners war groß genug, um sie (vielleicht 500 Köpfe, kaum so viel als heute der Lehrkörper zählt) herbeizuziehen. Und so dürfen wir denn unter den Professoren, die den Worten ihres neuen Rektors lauschten, an Männer denken wie Hufeland und Rudolphi, Schleiermacher und De Wette, Böckh, Savigny und Eichhorn; unter den Studenten aber, um nur einige zu nennen, an Heinrich Eduard Dirksen und Homeyer, an Zumpt und Twesten, Peter Krukenberg und Arthur Schopenhauer, Söhne der Alma Mater, deren Ruhmeskränze heute neben denen ihrer Lehrer hängen; und gewiß auch an manchen der Helden, denen schon im zweiten Jahre danach die Siegesgöttin den Lorbeer auf das bleiche Haupt gedrückt, und deren Namen nur die eherne Tafel an der Stirnseite des Saales dem Gedächtnis der Nachwelt aufbewahrt hat.

Zu ihnen allen sprach der Philosoph. Es war in Wahrheit eine Oratio pro domo: den Geist, der in dem Hause der Alma Mater wohnen werde, deutete er aus. Es war — wie hätte es bei diesem Redner anders sein können — der Geist der Freiheit. Sie rief er als die Herrin des Hauses aus. Von allen Seiten sei sie gesichert: von oben durch das Wort des Königs und die helle Denkungsart seiner Räte; im Innern durch die akademischen Gesetze und die Gesinnung der Lehrer, denen nichts mehr am Herzen liege als sie zu pflegen und zu schützen; nach außen — durch die Gleichgültigkeit der andern Stände, welche gar keine Berührung mit der Universität begehrten, auch durch die Größe und Wohlhabenheit der Stadt, die noch andere Quellen des Wohlstandes besitze und darum von einer Auswanderung der Studentenschaft nichts zu fürchten habe; und selbst die sittlichen Gefahren, so meinte Fichte, kämen in Berlin an die

Studenten weniger heran als in kleineren Städten. Nur von einer einzigen Stelle drohe noch die Möglichkeit einer Störung der akademischen Freiheit: aus dem Schoße der Studentenschaft selbst. Und nun folgte eine Zornrede des Kampfgewohnten gegen die Orden und Landsmannschaften, mit denen er schon in Jena Krieg geführt, und denen er abermals Fehde ansagte, nicht ahnend, daß er darüber mit seinen Kollegen selbst in unlösliche Konflikte geraten, daß er — der einzige von allen unsern Rektoren — schon nach einem halben Jahr den Platz, auf den sie ihn gestellt, räumen, und daß über sein Leben fortan der trübe Schleier der Resignation gebreitet sein würde, aus der ihn erst ein letzter Kampf, der Kampf für des Vaterlandes Freiheit, reißen sollte.

Wäre der Universitätsplan, den Fichte vier Jahre zuvor im amtlichen Auftrage ausgearbeitet hatte, zur Ausführung gelangt, er würde solcher Sorge nicht bedurft haben. Denn die Freiheit, die er meinte, hätte dann ein Haus, eine Burg gehabt mit unersteiglichen Mauern und unzerbrechlichen Toren. Lehrer und Schüler wären ungetrennt beieinander gewesen, einheitlich erzogen, genährt, gekleidet, abgeschlossen gegen jeden Hauch eines fremden Geistes, in Lehre und Forschung nur darauf aus, die eine Bahn zu ziehen, das Reich der Idee zu erweitern, den Gedanken zu immer höherer Freiheit, immer größerer Klarheit zu entwickeln. Der Philosoph des Idealismus selbst hätte den Schlüssel zu dem Hause dieser Freiheit und zu den Pforten jeder Fakultät gehabt; nur wer in seinem Geiste gebildet, durch ihn geprüft, Meister in seiner Philosophie geworden, wäre zur Anstellung im Staate gelangt. Ein heiliges Feuer hatte diese „Kunstschule des rechten Verstandesgebrauches“ sein sollen, von dem unablässig Fluten des reinsten Lichtes, ein immer neu pulsierendes Leben in alle Poren und Adern der Gesellschaft, des Staates, der Nation, ja der Menschheit eindringen würden. Es wäre die Macht gewesen

in der Hand der Freiheit: das Papsttum der Wissenden wäre damit aufgerichtet und beide Schwerter ihm ausgeliefert worden.

Jedoch aus diesem Plan war nichts geworden; wie eine Seifenblase war er zergangen, zugleich mit dem ersten Versuch einer Gründung der Universität, dem er entstammte. Humboldt aber hatte den Rat des Philosophen verschmäht, und grollend hatte dieser beiseite gestanden. Auch jetzt verriet Fichte von jenen Gedanken nichts. Nur auf das Ziel wies er hin, und auf die Gefahr, die auf dem nicht voll gesicherten Wege laure. Auch so aber werden seine streitbaren Worte unter den Zuhörern Widerspruch genug erweckt haben. Und nicht bloß unter den bemoosten Burschen im Parterre des Saales, die von fremden Universitäten oder aus der medizinischen Fachschule in Berlin herüber gekommen waren: auch die Kollegen mögen manche Wendung der Rede kopfschüttelnd vernommen haben. Von Einem können wir dies mit Gewißheit sagen; und von neuem glauben wir ihn vor uns zu sehen, das geistreiche Gesicht umrahmt von den noch braunen Locken und ein leises Lächeln um den fein geschnittenen Mund: ihn, den Senior der Theologen, den Schöpfer ihrer Fakultät, Humboldts Gehülfen beim Aufbau der Universität, Friedrich Schleiermacher.

Denn von jeher war Schleiermacher ein Widersacher, ja ein Hasser des Mannes gewesen, der von der Gegenpartei zum Haupte der Universität gewählt war. Auch er hatte im Jahre von Tilsit das Idealbild einer freien Universität entworfen, er jedoch nicht im vertraulichen Auftrage der Regierung (denn damals war er der Verschmähte), sondern offen und vor aller Welt, in einer Flugschrift, die dem utopischen Entwurfe Fichtes in jedem Zuge entgegengesetzt war und alle Formen erhalten wollte, die jener zerstört hätte. Denn für Schleiermacher gehörten Staat und Wissenschaft nach Ursprung und Entwickelung entgegen-

gesetzten Sphären an, jener der Macht und diese der Freiheit. Nicht in der Verschmelzung von Lehrwesen und Staatswillen sah er das Heil, sondern in ihrer Trennung. Der Kampf zwischen beiden erschien ihm als das natürliche, das historisch gegebene Verhältnis, die allmähliche Durchdringung und Überwindung der Macht durch die Freiheit als die Aufgabe, der volle Friede aber als ein Ziel von unendlicher Ferne; und nur von der Absonderung der wissenschaftlichen Vereine, von ihrer Umwallung mit Privilegien, von ihrer Selbstregierung wollte er in dieser Zeitlichkeit den Schutz der freien Erkenntnis erhoffen. Und er hatte nun Humboldt zur Seite gestanden; auf niemand hatte dieser mehr gehört; auch nach seinem Abgang hatte Schleiermacher für Organisation und Besetzung der Lehrstühle das Beste getan; von seiner Hand war das Reglement, nach dem die Universität in den ersten Jahren bis zu dem Erlaß der Statuten verwaltet wurde; und noch hatte er die Stelle im Ministerium inne, die ihm sein hochgestellter Freund an dem letzten Tage seines Dienstes verschafft hatte. So war es fast die Universität geworden, die Schleiermacher in jener Schrift geschildert hatte: keine andere als die bestehenden, eine Universität „im deutschen Sinne“, mit Senat und Fakultäten, Selbstverwaltung und Gericht, Wahl des Rektors und der Dekane, mit Syndikus, Quästor und Pedellen und allen sonstigen Privilegien und Emolumenten, die sich in den Gelehrtenzünften des alten Reiches erhalten hatten: wie sie ein Staat im Staate, eine sich selbst regierende Genossenschaft inmitten einer sonst alles von oben her regelnden Bureaukratie.

Ein Recht jedoch war der Universität nicht bewilligt worden, ein Recht, ohne das alle jene Vorrechte für das, was Schleiermacher wollte, wenig bedeuteten, und das erst, wenn irgend etwas, der Schlüssel zu dem Hause gewesen wäre, in

dem er die akademische Freiheit sichern wollte: die Selbstergänzung des Lehrkörpers. Zwar war das Recht der Promotion den Fakultäten verliehen und damit, ganz nach alter Weise, die Venia legendi unmittelbar verbunden, so daß die Aufzucht der akademischen Dozenten in ihrer Hand lag. Aber den Eintritt in die regierende Körperschaft, wie in den alten Zeiten, den Anteil an ihren Würden, Freiheiten und Einkünften erreichten die Träger ihrer summi honores nicht mehr; hier hatte sich der Machtwille des Staates eingedrängt: er hatte die Schlüsselgewalt voll in der Hand; kein Taler durfte ausgegeben, kein Lehrer und kein Diener angestellt werden ohne seine Erlaubnis; wem er nicht Einlaß gewährte, der konnte ewig vor den Toren bleiben.

Denn auch Humboldt war fern davon gewesen, dies Recht aus den Händen des Staates zu geben. Er glaubte bereits viel zu tun, wenn er der Akademie der Wissenschaften die Selbstergänzung ließ und ihren Mitgliedern gestatten wollte, an der Universität zu lesen; er traute der Unparteilichkeit der Fakultäten nicht und nannte es keine gute Einrichtung, ihnen auf die Ernennung der Universitätslehrer mehr Einfluß zu geben, als ein billiges und verständiges Kuratorium von selbst tun werde. Wenn das aber am grünen Holze geschah, was konnte die Universität von dem dürren des folgenden Ministeriums erwarten! In den Statuten der Universität, die 1812 entworfen wurden, und die bis heute gelten, stand kein Wort von dem Rechte der Selbstergänzung, und Friedrich von Schuckmann war nicht gewohnt, auch nur ein Tüttelchen von der Macht des Staates preiszugeben; er hat mehr als einmal und schroff genug Senat und Fakultäten zu verstehen gegeben, daß es seine Sache sei, für die erledigten Stellen und die ganze Ausstattung der Universität Sorge zu tragen. Dennoch verschmähte dieser starre Bureaukrat den Rat der Fakultäten nicht; nur in wenigen Fällen

hat er ihre Vorschläge nicht eingefordert; als es sich um den Ersatz für Fichte handelte, ersuchte er sogar den Senat um ein Gutachten, da er die Philosophie noch als eine gemeinsame Angelegenheit der Universität ansah.

Weit eigenmächtiger jedenfalls hat Altenstein das Regiment geführt. Unter ihm ward das Ministerium in Wahrheit die Krippe, zu der alle pilgern und jedermann Blick und Hände emporheben mußte, wer immer etwas erlangen wollte: Privatdozenten und Kandidaten, Extraordinarien und die Mitglieder der Fakultäten selbst. Zweimal, 1828 und 1831, versuchten Senat und Fakultäten Einfluß auf die Berufungen zu gewinnen, zuerst auch für die Extraordinariate, danach allein für die Nominalprofessuren, um deren Einführung sie jetzt baten. Und in dieser Form fand der Vorschlag Gnade vor den Augen des Ministers. Aber Altenstein ließ sich Zeit; erst mit den Fakultätsstatuten, welche 7 Jahre später, 28 nach der Gründung der Universität verliehen wurden, ward ihnen gewährt, worum sie suppliziert hatten. Es ist der Satz, auf dem bis heute unser Anrecht beruht.

Zwei Jahre darauf, im Herbst 1840, kam Eichhorn zur Regierung, Schleiermachers bester Freund, einst Syndikus der Universität, der Patriot von 1813, der „Jakobiner“, wie ihn die Männer der Reaktion noch immer nannten: alle Freunde des Vaterlandes, alle Liberalen sahen hoffend zu ihm auf. Aber niemals sind Erwartungen stärker getäuscht worden als durch ihn. Von allen Ordinarien, die er berufen, hat er nur bei Puchta, Savignys Nachfolger, die Vorschläge der Fakultät berücksichtigt; und nur, weil er in diesem Falle mit der Fakultät übereinstimmte. Alle anderen Stellen, auch die Extraordinariate zum guten Teil, sind unter seiner Verwaltung ohne oder gegen die Anträge der Fakultäten besetzt worden. Anhänger und Gegner des Ministers wurden gleichmäßig vor den Kopf gestoßen. Zwecke wurden mit

den neuen Berufungen verbunden, welche überhaupt nichts mit der Universität zu tun hatten. Um das deutsche Drama an der Königlichen Bühne hochzubringen, wurde Rückert, um Eichhorn in der Presse zu helfen, Victor Aimé Huber geholt; Nitzsch und Richter gewann der Minister, damit sie ihm bei den kirchlichen Organisationen hülfen, in denen er den Geist des Evangeliums schirmen und entwickeln wollte, Schelling, damit er Philosophie und Offenbarung in Einklang bringe und die Hegelsche Drachensaat zertrete; und Schelling wie Rückert und beide Grimms wurden, gleich Mendelssohn und Cornelius, herbeigezogen, damit sie als die Koryphäen des deutschen Geistes den Thron Friedrich Wilhelms IV. umständen. Zweimal wagten Senat und Fakultäten zu protestieren; das zweite Mal unter Führung von Stahl, der sich damit, wie schon in Erlangen, und seiner Lehre vom Staate ganz gemäß, als Gegner des Absolutismus bewährte. Jetzt forderten sie es geradezu als ihr positives Recht, die drei Vorschläge zu machen, und drangen demgemäß auf eine Änderung der Statuten. Sie hatten vor, bis an den König zu gehen, gaben dies aber, da Eichhorn fest blieb, wieder auf. Den letzten dieser Kämpfe entfesselte Dieffenbachs jäher Tod, als sechs Berliner Ärzte, an der Spitze der Doktor von Arnim, sich unmittelbar an den König mit der Bitte wandten, Baum aus Greifswald herbeizuziehen, nachdem die Fakultät Langenbeck in Kiel gefordert hatte. Diesmal trat Eichhorn für die Bedrohten auf; er erinnerte sich sogar der Vorschlagserlaubnis der Fakultäten; noch am 8. März 1848 protestierte er selbst bei dem König gegen die unverantwortlichen Ratgeber. Aber noch war alles unentschieden, als eine stärkere Hand eingriff: die Revolution, unter der mit dem alten Preußen auch das Ministerium Eichhorn zusammenbrach, kam der Fakultät zu Hülfe; sie gab ihr den Mut ein, von dem Märzminister, dem Grafen von Schwerin, in fast trotzigem Ton ihren

Kandidaten zu fordern, und die Regierung gab, wie überall in diesen Wochen, nach. So hat unsere Universität diesen großen Stern, den treusten Diener seiner Könige, dem 18. März zu verdanken: von Oldesloe in Holstein, wo er mit seinen Studenten und Assistenten im Kampfe für Deutschlands Nordmark stand, hat Bernhard Langenbeck, noch im April 1848, seine Zusage gegeben.

Und nun schien es wirklich, als würde der allgemeine Sturm die aristokratische Verfassung unserer Universität zugleich mit den absolutistischen Ordnungen des alten Staates über den Haufen werfen: Einsetzung eines akademischen Plenums, aus sämtlichen Lehrern gebildet, unter Zuziehung studentischer Deputationen, mit dem Rechte der Rektorwahl und der direkten Korrespondenz mit dem Ministerium, Anteil der Extraordinarien an den Prüfungen und andern Geschäften der Fakultäten, Umsturz der akademischen Gerichtsbarkeit, das waren so einige der Forderungen, welche damals erhoben wurden. Die Brennpunkte der Bewegung lagen freilich außerhalb Berlins, an den nichtpreußischen Universitäten, in München, Heidelberg und Jena. Aber auch bei uns glaubten alle, die sich geschädigt, verkannt und zurückgesetzt fühlten, Extraordinarien und Privatdozenten, ihre Zeit sei gekommen; sogar aus der Mitte der Studenten, welche in der Aula über Wohl und Wehe des Vaterlandes und der Universität berieten und im Schmucke ihrer Schleppsäbel und Büchsen sich als die berufenen Hüter der neuen Freiheiten fühlten, kamen Adressen an das Ministerium oder den Senat, in denen Professuren für liberale Lehrer verlangt wurden. Auch das ging vorüber. Schon im August hatten Senat und Ministerium, jetzt eng aneinander gerückt, die Zügel wieder in der Hand. Auf dem Reformkongreß der deutschen Universitätslehrer zu Jena im September des „tollen Jahres" fehlte Berlin; und als die Wellen allseitig abgelaufen waren, stand die Universität so da, wie sie bis zum 18. März

gewesen war; die Grundmauern des von Humboldt und Schleiermacher errichteten Baues waren nicht um eine Linie verschoben.

Aber auch das Recht, welches Altenstein den Fakultäten verliehen, und das erst durch die Revolution zur Anerkennung gebracht war, blieb gewahrt, in den Grenzen, die ihm die Statuten gesteckt hatten. Die Reaktion, welche mit Olmütz einsetzte, änderte daran nichts. Bei den wenigen Berufungen, welche der Minister von Raumer vollzog, richtete er sich möglichst nach den Vorschlägen der Fakultäten. Wie genau unter ihm das Statut beachtet wurde, zeigt eine Rückfrage, die er aus dem Kabinett erhielt, als er nach dem Tode von Johannes Müller auf Schönleins Rat statt Köllikers, den die Fakultät an erster Stelle gefordert, zunächst Henle, der als zweiter verlangt war, und, als dieser abgelehnt, den an dritter Stelle genannten Reichert in Breslau berufen hatte. Freilich geschah dies schon in der Zeit der Stellvertretung für den erkrankten König; der Prinz von Preußen hatte, durch eine Zeitungsnotiz aufmerksam gemacht, jene Verfügung erlassen. Man könnte also wohl in der Anfrage, die von Baden her erfolgte, bereits den Einfluß eines liberalen Geistes sehen. Aber gerade der Minister der Neuen Ära, August von Bethmann-Hollweg, änderte wieder den Kurs. Männer wie Georg Beseler und August Dorner sind, der eine ohne, der andere gegen die Vorschläge ihrer Fakultäten von ihm berufen worden; und wenn die philosophische Fakultät sich herbeiließ, als Ersatzmann für Friedrich von Raumer, jedoch an vierter Stelle und eigentlich nur so nebenher, Johann Gustav Droysen zu nennen, so geschah dies unter der Pression des Ministers und mit unverhehltem Widerstreben; mit Freude und Dank nahm sie Theodor Mommsen auf, aber angeboten war ihr auch dieser Gewaltige von dem Minister. Bethmanns Nachfolger hingegen, der Konfliktsminister Heinrich von Mühler, respektierte wieder den Willen der Fakul-

täten; als er die Nominalprofessur für die Geschichte der Medizin durch August Hirsch, unter scharfem Protest der medizinischen Fakultät (nur Rudolf Virchow war in der Sache für den Minister), wieder besetzte, führte er damit nur eine Absicht aus, welche noch sein liberaler Vorgänger gefaßt hatte.

Welchem von den beiden Baumeistern unserer Universität hat nun ihre Geschichte bis zu jener Epoche recht gegeben? Dem Staatsmann, der den Schlüssel zu der Stätte der freien Gedanken in der Hand der Regierung am besten aufgehoben sah, oder dem Theologen, der in dem Staat den Erbfeind der reinen Erkenntnis erblickte und ihn daher von der Universität soweit wie möglich auszusperren bedacht war? Die zuletzt genannten Fälle sprechen nicht eben für Schleiermachers Anschauung; sie hätten ihn selbst schwerlich auf seiten der Fakultäten gesehen. Denn sie betreffen Gelehrte, auf welche unsere Universität mit gerechtem Stolze zurückblickt. Aber auch sonst entstammten die Argumente, mit denen die Fakultäten in den ersten Jahrzehnten unserer Universität ihre Vorschläge oder auch ihre Proteste begründeten, nicht immer der wissenschaftlichen Sphäre. Am wenigsten hatte Schleiermacher Ursache, seine eigene Fakultät als Hüterin des freien Gedankens zu loben. Ihr Abfall von dem Geiste, den er ihr eingehaucht, gehörte zu den großen Kümmernissen seines ausgehenden Lebens. Nach seinem Tode entwickelte sie sich vollends in dieser Richtung. Es war die Zeit, wo sie sich der Regierung als ihre Leibwache gegen jeden freien Gedanken in Staat und Kirche an die Seite drängte, wo sie sich nicht mehr als eine Institution des Staates, sondern als ein Organ der Kirche betrachtete. Mit diesem Argument trat sie, um nur dies eine zu nennen, im Frühling 1845 dem Vorhaben des Königs, den Fakultäten die gemein-

samen Talare zu verleihen, entgegen; sie wollte das Recht ihrer Mitglieder, den Prediger-Talar tragen zu dürfen, das ihnen bald nach der Gründung der Universität gestattet war, nicht missen: denn dieser Wunsch liege im Wesen der Kirche, zu der sie gehöre und deren Fundament die Kenntnis des göttlichen Wortes sei; hieran wolle sie festhalten, besonders jetzt, wo von verschiedenen Seiten versucht werde, Universität und Kirche zu trennen und den Professoren der Theologie einen ausschließlich wissenschaftlichen Beruf anzuweisen. Alle ihre Vorschläge, ihre Wahlen, Prüfungen und Promotionen, ihre Proteste gegen die Eingriffe des Ministers selbst, das ganze innere und äußere Regiment ihrer Fakultät stellten unsere Theologen damals unter diesen Gesichtspunkt. Dies war der Geist, den sie ihren Schülern einhauchten, den sie von ihren Lizentiaten und Privatdozenten forderten: nicht die freie Erkenntnis, sondern die Erbauung und die Unterwerfung unter das Dogma war das Ziel geworden, dem sie nachjagten. Und so führten sie die Fakultät aus dem wissenschaftlichen Gesamtleben der Universität auf Jahrzehnte hinaus.

Dürfen wir etwa sagen, daß der Geist, gegen den sich damals nur noch Eichhorns Erwählter, Emanuel Nitzsch, mit schwachen Kräften wehrte (denn Neander und Twesten waren ihm nahezu erlegen), der theologischen Fakultät ferngeblieben wäre, wenn sie von Anfang an das Recht der Selbstergänzung gehabt hätte? Er würde vielmehr noch ausschließlicher von ihr Besitz ergriffen haben — oder sie hätte sich nicht bloß gegen die Regierung, sondern gegen den Geist der Zeit selbst abschließen müssen. Denn von hier her, aus der Gesellschaft, aus der Kirche beider Konfessionen und weit über die Grenzen Deutschlands hinweg hatten sich die Kräfte erhoben, welche gegen Schleiermachers Theologie wie gegen die älteren, bereits von ihm bekämpften Richtungen andrangen. Also war der Weg, auf dem Schleier-

macher die Freiheit der Erkenntnis ihrem Ziel entgegenführen wollte, in seinen Bereichen für jene Zeit überhaupt nicht gangbar. Aber das Bild, das seine Romantik von dem Verhältnis der Wissenschaft zum Staat und zumal von der Entwickelung der deutschen Universitäten entworfen, widerspricht sogar allen historischen Voraussetzungen, und kaum in geringerem Grade als dasjenige, welches Fichtes heroische Phantasie ersonnen hatte. Gerade das Umgekehrte muß für die deutschen Universitäten gelten; sie alle waren Schöpfungen ihrer Staaten und unentbehrlich für deren Aufbau gewesen. Aus den Händen des Staates empfing bereits unsere Universität ihre medizinische Fakultät, die Fachschule, die ihm die Ärzte für das Heer ausgebildet hatte, auf dem seine Stellung in der Welt beruhte. Alle Disziplinen, die bis heute auf ihr Pflege finden, hängen in Entstehung und Entwickelung irgendwie mit dem Werdegang unserer Nation und unserer Monarchie zusammen. Wenn die Philologie im Ausgange des 18. Jahrhunderts von der Theologie sich loszulösen begann, so entsprach dies der fortschreitenden Emanzipation des Staates von der Kirche, welche die Neuorganisierung der Schulen von ihm verlangte; es war abermals ein Stück der Entwickelung seiner Macht. Die Theologie beider Kirchen selbst wurde von dem Geiste der Säkularisation ergriffen, der die Epoche beherrschte, und schmiegte sich im Dogma wie in den Formen ihres Kultus der Umwandlung ihrer Staaten an. In demselben Maße, wie der Staat sich der sozialen Interessen bemächtigte und jedes Sonderrecht in seinen Bereichen brach, wandelten sich Lehre und Unterricht der juristischen Fakultät und wuchsen Umfang und Bedeutung der staatsrechtlichen und kameralistischen Fächer, den wirtschaftlichen und technischen Kenntnissen gemäß, welche eine alles kontrollierende Bureaukratie verlangte. Staatlichen Bedürfnissen, gesellschaftlichen Forderungen entsprachen die Fortschritte der auf

die Beherrschung der Natur und ihrer Kräfte gerichteten Erkenntnis. So in der Geologie, die sich an den Aufgaben der Bergverwaltung entwickelte: in der Doppelstellung Karstens, des ersten Vertreters dieser Wissenschaft an der Universität, der zugleich an der Spitze des preußischen Bergwesens stand, fand dies Verhältnis seinen prägnanten Ausdruck; auch Beyrich hat sein Arbeitsgebiet nach den Zielen abgesteckt, die sich die Bergverwaltung unter Dechens weitsichtiger Leitung stellte.

Aber auch die freien, von der Beziehung auf Staat und Kirche, Recht und Wirtschaft gelösten Regionen der Erkenntnis, bis hinauf zu den fernsten Höhen der Spekulation, sind dem Einfluß solcher von außen stoßender Kräfte nicht entzogen. Welches Gebiet lag den unmittelbaren Aufgaben der preußisch-deutschen Politik in den ersten Jahrzehnten unserer Universität ferner als die Kunde asiatischer und afrikanischer Sprachen? In der Tat, die Entdeckung, welche Bopps Namen unsterblich gemacht, hatte mit weltwirtschaftlichen und kolonialen Interessen Deutschlands (die es nicht gab) so wenig zu schaffen, wie Lepsius' Eroberungszüge in die ägyptische Vorzeit. Jener ward aus dem Dämmerlicht romantisch-mystischer Träumereien, darin ihn sein Lehrer Windischmann festhalten wollte, kraft der eingeborenen Klarheit auf den Weg geführt, auf dem er mit dem Grubenlicht sprachlicher Forschung in die tiefsten Schächte der Menschheitsgeschichte hinabstieg; während Lepsius in linguistischen Studien sogleich den Ariadnefaden fand, der ihn durch das Labyrinth ägyptischer Götter- und Pharaonennamen leitete. Wenn wir jedoch den Siegeszug dieser Wissenschaften verfolgen, die vom Nil und Indus her in den Arbeiten von Schott bereits an den Küsten Chinas anlangten, müssen sie uns da nicht wie ein Widerschein vorkommen der wirtschaftlichen und politischen Ausbreitung, welche Europas Nationen in diesen Jahrzehnten von Alexandria

bis Peking führten? Dem englischen Schwerte mußte Indiens Wunderwelt erliegen, damit Schlegels Phantasie ihr Gestalt und Deutung geben konnte; und die politische Welt Europas, auf deren Boden die frohgemute und selbstsichere Weltanschauung des 18. Jahrhunderts erwachsen war, mußte zusammenbrechen, bevor die Romantik im Oriente wie in der eigenen Vorzeit nach neuen Lebenswerten suchen ging.

Dennoch werden wir niemals zugeben, daß das Reich des Wissens, das Ringen um den Gedanken nichts weiter sei als ein Reflex des Spieles politischer Kräfte, ein Echo staatlicher Kämpfe, ohne Eigenleben und inneres Gesetz, machtlos und wertlos, ein Haufen welker Blätter, sobald es losgerissen wird von dem Stamm der staatlichen Macht, auf dem es erwuchs. Denn die Staaten selbst ruhen wieder auf Ideen, die ihr Dasein gestalten, ihr Wollen und Vollbringen lenken, alle Formen des öffentlichen und privaten Lebens durchdringen, mit ihnen wachsen und blühen, sterben oder versteinern. „Geistige Wesenheiten“, wie Ranke sie nennt, sind es, „irdisch - geistige Gemeinschaften, von Genius und moralischer Energie hervorgerufen, in unaufhaltsamer Entwickelung begriffen“. „Schaue sie an“, ruft er aus, „diese Gestirne, in ihren Bahnen, ihrer Wechselwirkung, ihrem Systeme!“

Von hier aus wird Schleiermachers Vorstellung, so wenig wir sie als ein allgemeines Gesetz anerkennen, verständlich und historisch gerechtfertigt. Der Staat, den er bekämpfte, war nicht der Staat an sich, wie er wähnte, der Staat der Theorie (ein Begriff, der niemals eine andere Existenz haben wird als der Homunculus in Wagners Phiole), sondern der Staat des 18. Jahrhunderts, das alte Preußen, das sich von der Nation mit ihren Leidenschaften, ihren Traditionen und ihren Hoffnungen gelöst hatte. Daß auch in ihm noch Kräfte waren, welche zu den Lebensquellen der Nation hinführten, mochte er verkennen: aber

deutlicher als andere hörte er das heimliche Rauschen der in der Tiefe quellenden Flut und empfand, je heißer sein Herz für Preußens Zukunft schlug, um so stärker den Druck, unter dem der einseitige Machtwille der Herrschenden die zum Licht emporzdrängende hielt.

Auch Humboldt suchte in der aus der Tiefe des Geistes geschöpften Erkenntnis das organisierende Prinzip der Universität und in der „Einsamkeit und Freiheit“ ihre Lebenssphäre: nur wenn sie der reinen Idee der Wissenschaft soviel als möglich gegenübergestellt sei, werde sie ihren Zweck erreichen. Und so erblickte auch er in jeder Berührung durch den Staat eine Gefahr: der Eingriff des Staates, so schreibt er, wirke immer notwendig nachteilig ein und ziehe das Geistige und Hohe in die materielle und niedrige Wirklichkeit herab; darum müsse er vorzüglich das innere Wesen vor Augen haben, um gutzumachen, was er selbst, wenngleich ohne seine Schuld, verderbe oder gehindert habe. Aber der Sohn der deutschen Aufklärung, der Schüler Kantischer Philosophie, das Mitglied der preußischen Bureaukratie, jener „neuen Aristokratie“, wie der große König sie genannt hatte, „in deren Obhut das heilige Feuer der Staatsidee war“, hatte doch ein stärkeres Empfinden für die sittlichen Fundamente des Staates und eine tiefere Einsicht in seine Wurzelgemeinschaft mit dem Reiche der Ideen als der Zögling der mährischen Brüder. Und so wagte er es und band die Sphäre der Freiheit an die Macht des Staates.

Die Nebel der Romantik trübten dies klare Auge nicht. Aber auch ihm, wie uns Allen, war nur das Gegenwärtige sichtbar. Sein Glaube traf für den Moment noch das Rechte. Denn auch über dem zertrümmerten Deutschland webte noch Weimars lichter Geist und die auf Wolkenhöhen wandelnde deutsche Philosophie. War es doch, als hätte die eherne Faust, welche die deutschen Staaten geknechtet hielt, das alte Reich nur darum

in Stücke geschlagen, damit die freien Gedanken Zutritt fänden zu den ihnen noch versperrten Gebieten: als sollte unser Volk erst durch den Untergang seines politischen Daseins zum gemeinsamen Bewußtsein seiner selbst gelangen. Es waren die Jahre, da Savigny und Sailer in Landshut Freundschaft schlossen, da ein alter Jenaer Professor zur Organisierung des bayerischen Schul- und Kirchenwesens berufen wurde und ein Rostocker Lycealprofessor in München war, da Schelling an der Isar und Hegel an der Pegnitz philosophierten und Professor Paulus, der Erz-Rationalist, Theologie in Würzburg lehrte. Und doch war alles nur das Ausklingen einer zu Ende gehenden Epoche, ein letztes abendliches Leuchten. Schon regten sich, auf norddeutschem Boden zumeist, Kräfte, die dem deutschen Genius andere Bahnen wiesen. Ihnen diente bereits der größte unter den Baumeistern des neuen Preußens. Sie lebten in den beiden vornehmsten Mitarbeitern Humboldts, neben Schleiermacher auch in Savigny, und noch in mehr als einem der von ihnen Erwählten. Sie drangen stürmisch ans Licht, als unser Volk, durch Preußen in den Kampf gegen den Eroberer hineingerissen, das Joch von seinen Schultern warf und neue Ideale von Freiheit und Vaterland, von Gott, Recht und Macht gewann. Wie hätte da unser Staat, der im Vorkampf, unsere Universität, die im Brennpunkte der preußischen Erhebung selbst gestanden, sich unabhängig erhalten, den Ideen, auf die Humboldt sie gegründet, durchaus treu bleiben können: zumal in den Fakultäten, welche die Sphären der Politik und der Religion umfaßten, sie in Idee und Geschichte zu ergründen und die vaterländische Jugend für den Dienst in Staat und Kirche zu erziehen bestimmt waren. Wie sehr auch Altenstein sich bemühen mochte, die Freiheit der Wissenschaft zu retten, er selbst war nicht mehr frei. Je mehr unser Staat mit dem Leben der Nation verwuchs, je näher die Aufgabe an ihn herantrat, das in

ihr neu pulsierende Leben mit seinem Selbst zu verbinden, je stürmischer die Besten der Deutschen dies von ihm forderten, und je höher der Preis wurde, der ihm dafür winkte, um so schwerer wurde es für ihn, sich in den alten Schranken und auf dem alten Grunde zu behaupten, um so lockerer wurden die Substruktionen, welche die Krone Friedrichs des Großen und seinen Geist getragen hatten. Auch Eichhorn und mit ihm sein König suchten noch sich auf der Mittellinie zu behaupten; die Willkürakte des Ministers selbst waren Versuche, dem Andrang der von rechts und links schiebenden Strömungen zu wehren. Aber neutral wollten auch sie nicht mehr sein. Sie wähnten, mit ihrer Politik die Gegensätze der Zeit ausgleichen, zu einer höheren Einheit verbinden zu können. Aber dieser Hoffnung entsprach nicht die Macht, über welche sie verfügten. Und so kam der Moment, wo alle ihre Stützen, die alten wie die neuen, zerbrachen und die Woge der Revolution mit allen Bereichen des Staates auch den Bezirk der Universität überschwemmte.

Vergangene Zeiten! Wie ruhig, wie gelassen blicken wir auf sie zurück, auf die Versuche der Ohnmacht eines Stahl und Hengstenberg, die Geister zu bannen, in den Spinneweben ihrer Dialektik sie einzufangen, mit den stumpfen Waffen der Apologetik sie abzuwehren! Die Stürme haben sich gelegt, und fester als je erscheint uns unter dem Schirm der Macht unsere Burg der Freiheit.

Haben wir ein Recht zu dieser Zuversicht? Und wenn wir dies bejahen, worauf können wir uns stützen?

Auch diesmal dürfen wir an dem politischen Moment nicht vorübergehen. Denn wenn die Kämpfe, welche das Leben der Universität so unruhvoll gestalteten, zu dem Aufbau des nationalen Staates geführt haben, so ist es klar, daß der Friede,

dessen wir heute genießen, zugleich mit der Erreichung dieses Zieles kommen mußte.

In der Tat fällt die Rückkehr — so dürfen wir es nennen — der theologischen Fakultät in den Schoß der Alma Mater, in das wissenschaftliche Gesamtleben der Universität mit der Begründung des neuen Reiches zusammen. Im Mai 1869 schied Hengstenberg, in dem die Furcht vor dem neuen Geiste der Nation sich recht eigentlich verkörpert hatte, aus dem Leben, und schon im Herbst 1875 sprach ihm und seinem Streben sein Nachfolger Dillmann in seiner Rektoratsrede das Urteil. „Eine Kirche", so bekannte der aufrechte Mann, „die das Licht der Wissenschaft nicht ertragen könnte, oder es erst durch allerlei gefärbte Gläser dämpfen müßte, wäre zu den Toten zu legen". Heute steht die erste unserer Fakultäten mitten im Strom der gemeinsamen Arbeit; sie hat ihren einstigen Beherrscher wirklich zu den Toten gelegt; und die Männer, die jener verwarf, verfolgte oder bei Seite schob, Schleiermacher, de Wette und Vatke, sind Ecksteine der protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts geblieben. Jahrzehntelang hatte Rankes Name im Schatten gestanden, überstrahlt von dem Ansehen der jüngeren Generation, welche die Muse der Geschichte zur Fahnenträgerin im Kampfe für die nationale Einheit gemacht hatte. Mit dem Gestirn Bismarcks aber stieg auch das seine von neuem empor. Während die nationalpolitischen Historiker noch alle Katheder beherrschten und an unserer eigenen Universität der glänzendste unter ihnen, der Herold des neuen Reiches, unser unvergeßlicher Heinrich von Treitschke, seine Epopöe auf den Ruhm des alten Preußens schrieb und die Gluten vaterländischer Begeisterung, die in seinem stolzen Herzen wohnten, in die Seelen seiner jugendlichen Hörer senkte, sammelte sich um den still und rastlos schaffenden Altmeister eine bald wachsende Schar von Anhängern,

die sich wohl mit besserem Rechte als die alten seine Schüler nennen konnten, mochten sie ihn auch mit Augen nie gesehen haben. Heute strahlt kein Name unter den Historikern der Welt in höherem Glanze als der Leopold Rankes; in den Linien, die er gezogen, bewegen sich Forschung und Auffassung, soweit sie Anspruch auf wissenschaftlichen Geist und Geltung machen dürfen. Seine über alle Gegensätze der Partei, alle Unruhe der Zeit erhabene Universalität, die in der Tiefe der Philosophie und Religion ihren Ankergrund hatte, ist das Ziel geworden, nach dem auch wir das Steuer richten, und in dem allein wir die Gewähr einer in sich gefestigten, fortschreitenden, wahrhaft freien Erkenntnis der Geschichte erblicken. Dem politischen Historiker wird es freilich heute leicht gemacht, unparteiisch zu sein, weil die Parteien ihn, solange er auf diesem Grunde steht, in Ruhe zu lassen pflegen. Denn die hohen Fragen der Politik erregen zu unserer Zeit die deutschen Parteien nicht so sehr als der Wirrwarr sozialer Gegensätze und wirtschaftlicher Interessen. Darum ist heute die Wirtschaftswissenschaft dem Andrang der Parteien am meisten ausgesetzt. Aber es ist der Ruhm und der Stolz ihrer Berliner Schule geblieben, daß sie, unbeirrt durch die Meinungen des Tages, furchtlos und unverdrossen, sammelnd und forschend, mit Rankescher Objektivität ihre vielgestaltigen Studien bis in die feinsten Verästelungen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens verfolgt, bis hin zu den Stellen, wo sie sich mit den historischen Urgründen, der Psyche der Nationen und des Einzeldaseins und mit den ethischen Problemen berühren.

Wiederum aber würden wir die Frage, die wir uns gestellt, nur halb beantworten, wenn wir den Ton allein auf die Abwandlung des politischen Lebens legen wollten. Denn wenn irgend etwas als das Ergebnis dieses Jahrhunderts der Erkenntnis offenbar geworden ist, so ist es die Macht des Wissens,

die es aufgehäuft hat. Mag der Ursprung der einzelnen Disziplinen sein, wie er wolle, dem Machtstreben des Staates entstammen oder irgendwelchem Bedürfnis der Gesellschaft — sobald die Flamme entzündet ist, hat sie ihr eigenes Licht. Es ist der Grundtrieb der Wissenschaft, sich, wie die Flamme vom Rauch, zu reinigen von allem, was nicht ihres Wesens ist: sich auf sich selbst zu besinnen, ihre Aufgaben zu erkennen, ihre Grenzen zu suchen und in die Tiefe zu dringen. Je weiter aber eine jede vorankommt, um so mehr werden alle des Zusammenhanges untereinander bewußt werden. Mag immerhin für den Lernenden und wohl auch für manchen Spezialisten die Klage zu Recht bestehen, daß die Entfaltung des Wissens zur Isolierung seiner Teile führe — für die Gesamtheit der Forschung ist das Gegenteil richtig. Nicht auseinander laufen die Linien, sondern sie suchen gemeinsame Ziele. Nicht viel länger als ein Jahrhundert ist es her, daß die Chirurgie kaum das Gastrecht an den Universitäten besaß; und noch ein Reil konnte über die Zugehörigkeit der Medizin zu den Naturwissenschaften ernsthaft diskutieren. Heute hat die Fülle biologischer Probleme die Naturforschung in fast allen ihren Verzweigungen ganz durchwachsen und sie zu einer kaum unterscheidbaren Einheit verbunden; während der Siegeszug der historischen Anschauung sich die Geisteswissenschaften in den Gebieten dreier Fakultäten dienstbar gemacht hat. Und schon schreiten aufs Neue von beiden Seiten her kühnere Geister dazu vor, auf den Höhen der Philosophie die Punkte zu suchen, von denen das Ganze der Erkenntnis in seiner Einheit zu überblicken sein wird. In Wahrheit, jeder Schritt vorwärts stärkt unsere Hoffnung, daß die Unitas und die Universitas litterarum in eins zusammenfallen müssen.

Einem Hochgebirge gleich, das keine Macht der Erde aus seinem Grunde reißen wird, so türmt sich die Fülle des Wissens



empor — unverlierbar, solange der Glaube an die Macht der Idee leben wird, der Mut, das Ziel zu erreichen, und der Wille, es zu suchen; unzerstörbar selbst dann, wenn unsere Kultur abermals in die Nacht der Barbarei versinken würde: tausend und aber tausend Keime würden aufs neue zum Lichte dringen, sobald ein neuer Tag der Menschheit anbräche und ein neuer Wille zum Wissen erwachte.

Hier ist unsere, hier sei auch Ihre Stelle, Kommilitonen, die Sie unsere Hoffnung, unsere „Schwingen" sind, die unsere Gedanken in die Weite, in das Leben, in die Zukunft hinaustragen werden. Nicht das Wissen an sich ist schon das Letzte und Beste, das eigentlich Wertvolle, sondern der Entschluß des Willens, das Erkannte gelten zu lassen, der Glaube an das Wissen, an seine lebenschaffende Kraft, die Hoffnung, daß in den Tiefen der Forschung der Urgrund des Seins zu finden sei, die Gewißheit, daß die so gewonnenen klaren und bestimmten Begriffe, ja schon der zu ihnen hindringende Wille sich unmittelbar in Gefühl und Religion umsetzen und den Charakter, das Handeln selbst regeln und richten werden.

Ist dies unser Glaube und Tun, so werden wir dem Geiste treu bleiben, auf den Wilhelm von Humboldt unsere Universität gegründet hat, treu auch dem Geiste des Mannes, der vor hundert Jahren im Namen unserer Alma Mater zu ihren Söhnen sprach, und dessen Standbild, wie wir hoffen, bald an dem Eingang dieses Hauses stehen wird. Es sind die Gedanken jener Beiden, es sind zum Teil ihre eigenen Worte. Wir wollen unsere Rechte treu und fest bewahren und schirmen, aber auch, wie sie, nicht vergessen, daß es der Geist ist, der lebendig macht. Wir wollen gleich ihnen darauf bauen, daß Wissen und Handeln, Freiheit und Macht miteinander leben, siegen, herrschen werden, daß sie zusammengehören wie Feuer und Licht, wie Blatt und Blüte, Idee und Erscheinung.
